

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 43

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

27. Oktober

□ □ Lutherlied. □ □

Don Konrad Ferdinand Meyer.

Ein Knabe wandert über Land
In einem schlichten Volksgewand;
Gewölke quillt am Himmel auf;
Er blickt empor; er eilt den Lauf;
Stracks fährt ein Blis mit jähem Licht
Und raucht an seiner Serse dicht.
So ward getauft an jenem Tag
Des Bergmanns Sohn vom Wetterschlag.

Schmal ist der Klosterzelle Raum;
Drin lebt ein Jüngling dumpfen Traum;
Er fleißigt sich der Möncherei,
Daß er durch Werke selig sei.
Ein Vöglein blickt zu ihm ins Grab;
„Luthere“, singt's, „wirf ab, wirf ab!
Ich flattere durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält.“

In Augsburg war's, daß der Legat
Ein Mönchlein auf die Stube bat;
Er war ein grundgelehrtes Haus;
Doch kannt' er nicht die Geister aus.
Des Mönchleins Augen brannten tief,
Daß er: „Es ist der Dämon!“ rief.
Du bebst vor diesem scharfen Strahl?
So blickt die Wahrheit, Kardinal!

Jetzt tritt am Wittenbergertor
Ein Mönch aus allem Volk hervor:
Die Flamme steigt auf seinen Wink;
Die Bulle schmeißt hinein er flink,
Wie Paulus schlenkert' in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand,
Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

In Worms sprach Martin Luther frank
Zum Kaiser und zur Fürstenbank:
„Such', Menschenherz, wo du dich labst!
Das lehrt dich nicht Konzil noch Papst!
Die Quelle strömt an tief'rem Ort:
Der laut're Born, das reine Wort
Stillt unsrer Seelen Heilsbegier.
Hier steh' ich, und Gott helfe mir!“

Herr Kaiser Karl, du warst zu fein;
Den Luther fandest du gemein —
Gemein wie Lieb' und Zorn und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt, und wie der Tod —
Er amet tief in unsrer Brust,
Und du begrubst dich in Sankt Just.

„Ein' feste Burg“ im Lande steht;
Drin wacht der Luther früh und spät,
Bis redlich er und Spruch um Spruch
Verdeutlicht das liebe Bibelbuch.
Herr Doktor, sprecht! Wo nahmt Ihr her
Das deutsche Wort so voll und schwer?
„Das schöpft' ich aus des Volkes Mund;
Das schlürft' ich aus dem Herzensgrund.“

Herr Luther, gut ist Eure Lehr',
Ein frischer Quell, ein starker Speer:
Der Glaube, der den Zweifel bricht,
Der ew'gen Dinge Zuversicht,
Des Heuchelwerkes Nichtigkeit!
Ein blankes Schwert in offenem Streit!
Ihr bleibt getreu trotz Not und Bann
Und jeder Zoll ein deutscher Mann.

In Freudenpulsen hüpf't das Herz;
In Jubelschlägen dröhnt das Erz;
Kein Tal zu fern, kein Dorf zu klein,
Es fällt mit seinen Glocken ein —
„Ein' feste Burg“ singt jung und alt,
Der Kaiser mit der Volksgewalt:
„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Dran wird der Feind zu Schand und Spott!“

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

Martins Gemüt schmerzte es nach und nach, daß es in seinem Besten verwundet worden war. Seine Liebe hatte mit der ersten bitteren Erfahrung gekämpft und sie endlich bezwungen. Lis gab sich Mühe um Martin. Sie achtete darauf, daß sie zu Hause war, wenn er kam. Sie empfing ihre Gäste und Freunde womöglich, wenn Martin im Theater war, und störte das Zusammensein beim Mittagessen nicht durch Heranziehen von Gästen. Es war Martin ein Bedürfnis, in der kurzen Zeit zwischen den Proben, dem Ueben, den Stunden mit Lis zusammen zu sein und

sich zu sammeln. Es blieb ihr ja Zeit mehr als genug am Nachmittag, die sie verbringen mochte, wie es ihr gefiel. Martin fragte sie nicht darnach. Er fragte, um zu wissen, ob sie sich gefreut, und jede Antwort genügte ihm. Er beleidigte sie nie mit Mißtrauen irgend welcher Art, oder vielmehr, Mißtrauen lag so wenig in seiner Natur, daß er gar nicht dagegen zu kämpfen hatte. Lis hatte ihn getäuscht, wie ein Kind es tut, das seinen Willen durchsetzen möchte. Er hatte sie getadelt, sie hatte sich schämen müssen, er wußte, daß es ihr eine Lehre gewesen.

Lis erzählte wenig mehr von Mary und Martin glaubte, daß die beiden Freundinnen sich auch weniger sähen. Sie erzählte auch nicht mehr mit der empfindlichen Begeisterung von ihr wie anfangs. Sie sprach selten von allen den Freunden, die sie, als sie in die Stadt gezogen, beschäftigt hatten. Von Harry von Oriol sprach sie nie.

Sie besuchte Sorella regelmäßig, wußte auch stets Martin gegenüber ein freundliches Wort einfließen zu lassen, das die liebe Freundin in das beste Licht setzte, und verstand es auf drollige Weise, Bianchi darzustellen, wie er sich gab und wie er sprach. Martin war glücklich über das alles, so glücklich, als er sein konnte in seinem neuen, fremden Leben, mit dem dumpfen, lebendigen Heimweh in der Seele.

Meister Cesare hatte sich schwer erholt von den Erregungen des ersten Lohengrinabends. Er hatte neuerdings lange Zeit fort sein müssen, und der Zwang stiller, womöglich gedankenloser und bewegungsloser Stunden empörte ihn. Sorella hatte ihn ein paar Wochen gehütet, dann waren sie zusammen nach Hause gefahren.

Jetzt saß Bianchi im wohlurchwärmten Gartenhaus, lag auf seinem Ruhebett, rauchte seine verbotenen Zigaretten und sah den zitternden Ringeln nach, die langsam durch das stille Zimmer dem Fenster zustrebten.

Es war vorbei mit den Stunden, um die man sich seinerzeit gerissen hatte. Martin war sein letzter Schüler gewesen. Sein liebster, nein, sein bedeutendster, wie er mit Genugtuung behauptete. Beinahe jeden Tag hörte der Meister Martins Schritte auf dem festgestampften Schnee des Gartenwegs. Seine schwarzen Augen funkelten, wenn die Türe aufging.

„Eselchen, mein gutes, kommst du heute wieder zu mir?“ Und dann begannen die endlosen Musikgespräche. Beim Einstudieren einer neuen Rolle holte Martin des Altmeisters Rat ein. Oft aber gerieten sie bei den neuen Musikwerken aneinander. Neumodischen, verworrenen Mist nannte der Meister die Musik der Neueren und Neuesten. „Zopf“ erlaubte sich Martin manche Oper und manches Operettchen zu betiteln, das Bianchi in seiner Jugend hingegriffen hatte.

Der Meister sprach, was er nie getan, von Tod und Ewigkeit. Er machte sich seltsame Vorstellungen von seinem dereinstigen Wirken und suchte alle möglichen Wohltaten hervor, die er geltend machen wollte, wenn er sich zu verantworten haben würde. Er kaufte sich Bödlins geigen den Tod und hing ihn seinem Ruhebett gegenüber auf. Es mochte ihn besuchen, wer wollte, Bianchi zeigte mit dem Finger auf das Bild und sagte gramvoll: Memento mori, wobei er die letzte Silbe betonte und behauptete, das sei musikalischer. Alles in allem, es war der alte Cesare Bianchi nicht mehr, aber Cesare Bianchis Herz blieb das gleiche.

Davon, daß Martin ihm irgend etwas schulde, wollte er nichts wissen. Er schüttelte bei allem, was Martin aufzählte, Auslagen, die der Meister für ihn gemacht, die unendliche Reihe von Stunden, die er ihm gegeben, und viel anderes den Kopf und bewegte dazu den Zeigefinger nach links und rechts, in Erinnerung daran, daß er in La bella Italia geboren. Nein, er nehme keinen Pfennig von Martin. Er habe keine Kinder, Sorella noch weniger, und die Verwandten schweiften in der Welt herum, von einem Erbe

oder einem Testament zu ihren Gunsten sei keine Rede. „Das gefiele diesen Vierbeinern, was, Sorellettchen?“ meinte er. „Nein, Martin solle froh sein, daß er nicht mit Schulden anfangen müsse, und er, Bianchi, danke ihm, tausendmal danke er ihm, daß er ihn nicht enttäuscht, daß er ihm das lebenslang ersehnte Ziel verschafft, eine Stimme wie die seine ausbilden zu dürfen.“

Martin war verlegen, fast beschämt. So hatte er es nicht gemeint. So wäre er mit Anschaffungen und Ausgaben nicht ins Zeug gegangen, auch Lis zuliebe nicht, hätte er nicht geglaubt, auch selbst dafür einzustehen.

Bianchi lachte vor Freuden, rieb sich die Hände und rauchte unerhört viel Zigaretten, wenn er Martin so in Verlegenheit sah. Behaglich schalt er.

„Wenn du durchaus dein Geld los sein willst, so geh hin und kaufe deiner Frau einen Ring oder sonst so ein Indianeranhängsel. Wart nicht, bis sie es von andern bekommt. Frauen wollen Schmuck, wollen Perlen und Geschnitten um sich herum hängen. Es muß klingeln und klirren, damit, wenn sie gehen, man sage: Aha, da kommt eine! Evastochter, Teufelin, Ruhmagd, je nachdem. Und die deine ist ein schönes Exemplar. Hänge um sie herum, so viel sie mag, sonst hängen es ihr andere an.“ Bianchi war außer Atem.

„Meister,“ bat Martin verlezt, „Sie reden von Lis.“ Da fuhr der Meister auf, trotz seinem Herzklopfen.

„Reden von Lis! Reden von Lis! Schafsknochen, abgenagter. Von Lis! Von Lis! Natürlich von Lis! Er ist gut, der da! Blind ist er, wie sie alle sind. Dumm, wie sie alle sind, die eine Lis zu hüten haben. Lassen sie herumlaufen, fragen nicht, mit wem sie läuft. Wissen nicht, wohin sie läuft, nicht, was sie tut, nicht, in wen sie verliebt ist, nichts, nichts. Aber Lis. Ja, Lis, ja, Lis, Sie reden von Lis,“ das sagen sie alle.“ Er keuchte vor Eifer und ließ sich auf seine Kissen zurückfallen. Er quiekte in dem Bestreben, Martin nachzuahmen.

„Reden Sie im Ernst, Meister?“ fragte Martin.

„Das will ich meinen. Ich habe, solange ich lebe, jeden gewarnt, der eine Lis sein eigen nannte. Verstehe mich recht: der eine Sorella besitzt, der braucht keine Warnung. Keine Güte und Stolz, die hüten eine Sorella.“

„Meister, ich bitte Sie, haben Sie Grund, so zu mir zu reden?“ fragte Martin mit dunkelroter Stirne. Da lachte der Meister unbändig.

„Du kennst mich doch, Einhorn, das du bist,“ schrie er, lenkte ab und sprach von etwas anderm.

Aber Martin wurde den Gedanken nicht los, daß Bianchi ihm etwas habe sagen wollen. Er spürte, daß er ihn gewarnt hatte. Er fragte sich, ob Bianchi im allgemeinen geredet habe, von jeder Lis, wie er sagte, oder von der einen? Nachdenklich und unruhig ging er nach Hause. Lis saß am Fenster und stückte. Fröhlich sprang sie auf, rückte den Lehstuhl, den Martin liebte, in ihre Nähe und rief: „Nun ruh dich aus, du hast ja den ganzen Tag gearbeitet.“ Er beugte sich über ihre Hand und dachte, daß der Meister niemals seine Lis gemeint haben könne.

„Wo bist du denn heute gewesen?“

„Den ganzen Nachmittag zu Hause.“

„Allein?“

„Ganz allein. Denkst du, ich könnte nicht mehr allein sein? Ich habe ausgeräumt, meinen Schreibtisch in Ordnung gebracht, Briefe geschrieben, Rechnungen zusammengestellt, und bin dabei fast eingeschlafen.“

„Armes, kleines Lisli, ist fast eingeschlafen?“ Er herzte sie und sie ließ es sich gefallen. Aber sie sah, während er sie küßte, zum Fenster hinaus, wo die blauen Wölklein des Dampfschiffrauches über den See zogen, und seufzte dabei.

Am nächsten Tage besuchte Martin Sorella und fragte sie um die Adresse eines Goldschmieds, auf den man sich verlassen könne.

„Ich verstehe nichts von Schmutz,“ sagte er ein wenig beschämt. „Ich möchte ein Weihnachtsgeschenk für Lis kaufen.“

„Soll ich mitgehen?“ fragte Sorella.

„Oh, wenn Sie die Güte haben wollen . . .“ Martin war sehr froh über ihr Anerbieten.

„Es soll ein Ring sein,“ sagte er.

„Wir gehen wohl am besten zu Sauter,“ meinte Sorella. „Er hat den besten Geschmack und ist ein Meister in seiner Kunst, auch hat er große Auswahl.“ Ruhig plaudernd gingen sie nebeneinander durch die Straßen. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen. Es war seit vielen Jahren zum erstenmal wieder kalt und die Kinder konnten wochenlang schlitteln. Sorella ließ sich von Martin allerlei aus seinem Theaterleben erzählen.

Endlich standen sie vor Sauters prächtiger Auslage und gingen nach kurzem Besinnen hinein. Sie hat den Besitzer um Damenringe von Wert und vornehmem Geschmack. Der Goldschmied, groß und rothaarig, mit langem Bart und einem Gesicht, das zu seinem kunstvollen Handwerk paßte, legte ihnen drei Ringe auf einem Samtkissen vor.

„Diese drei sind die schönsten.“

„Das sind sie,“ bestätigte Sorella. „Und unter den dreien der da mit den Saphiren.“

„Die Frau Gemahlin liebt Saphire,“ sagte der Goldschmied. Martin sah ihn betroffen an. „Sie hat ja auch die Kette mit den Saphiren gewählt,“ betonte Sauter. Martin wurde schneebleich.

„Ich erinnere mich nicht,“ sagte er, aber seine Hand zitterte.

„Vor drei Monaten ungefähr war es. Frau Born kam mit Frau Merz. Sie behielt eine Spange und eine Kette.“



Anschlag der Thesen am 31. Oktober 1517 an der Schlosskirche zu Wittenberg.

„Ach, ja,“ sagte Martin, „richtig.“ Er reichte den einen Ring dem Goldschmied hin, daß er ihn einpacke. Meine Frau hat ihren Schmutz doch bezahlt?“ fragte er noch.

„Gewiß, vor wenig Wochen,“ sagte der Goldschmied. Sorella, die Kluge, hatte erraten, was in Martin vorging. Daß Sate Lis nur ein Schmuckstück geschenkt, wußte sie längst, und auch das, daß Lis Martin getäuscht hatte. Jetzt mußte also auch Martin die Erkenntnis dessen kommen. Er tat ihr sehr leid. Sie wußte, daß er zu denen gehörte, die um so tiefer in ihrem Vertrauen verlegt werden, als es groß gewesen.

Martin bezahlte, steckte den Ring ein, grüßte und ging hinter Sorella hinaus. Sie suchte nach ablenkenden Worten, fand aber keine. Schweigend gingen sie den Weg zurück, den sie gekommen.

„Verzeihen Sie, Sorella, meine Schweigsamkeit.“

„Wir sind so gute Freunde, daß wir nicht zu reden brauchen,“ sagte sie. „Und ich freue mich, Ihnen bei dieser Gelegenheit einmal sagen zu dürfen, wie lieb Sie uns sind, Cesare und mir.“ Sie erschrak beinahe, als Martin heftig ihre Hand faßte.

„Ich danke Ihnen,“ murmelte er. Sie verstand ihn kaum. Wieder schwiegen sie, bis sie vor Sorellas Haus Halt machten. Martin dankte für der Freundin Begleitung und verließ sie.

Es ist nicht möglich, dachte er im Gehen. Es kann nicht sein. So kann sie mich nicht betrogen haben. Er vermochte es gar nicht, richtig zu denken. Dumpf kochten Empörung, Trauer und Verachtung in ihm. Er ging sehr rasch und war in wenig Minuten zu Hause. Lis hatte Besuch. Martin wartete eine Stunde lang auf sie in seinem Zimmer. Endlich hörte er Schritte im Vorzimmer. Die



Marktplatz zu Erfurt mit dem Lutherdenkmal.

Flurtüre schloß sich. Rasch ging er zu Lis hinüber. Sie wollte ihn begrüßen, aber er wehrte ab.

„Mein, Lis. Erst will ich wissen, ob es möglich ist, daß du mich so belogen hast, wie es den Anschein hat.“ Sie erschraf heftig. Sie glaubte, daß er von Driol reden wollte.

„Was willst du?“ zwang sie sich zu sagen.

„Wem gehören Spange und Kette, die du getragen? Lis?“ Sie fuhr auf wie erlöst. Nur das, ach, nur das?

„Halt. Halt Lis. Ich habe nicht die Absicht, dich zu beleidigen, beleidige du auch mich nicht. Aber eine Frage möchte ich noch stellen: Ist der Schmutz bezahlt, und wer hat ihn bezahlt?“

„Er ist bezahlt,“ sagte Lis, die glutrot geworden war.

„Von wem?“

(Fortsetzung folgt.)

Unser Rückblick auf die Reformation.

Von Pfarrer B. Pfister, Bern.

In unserer dunkeln und verirrtten Zeit das Reformationsjubiläum begehen, wie reimt sich das zusammen? Nun, gerade in Tagen des Drudes und der Trübsal pflegen die Menschen und Völker rückwärts zu blicken nach entschwindenden Höhen, ob von dort her, aus besserer Vergangenheit, Licht und Kraft ihnen zuströme. Solchen Charakter sollen unsere Reformationsfeiern tragen. Nicht leeres Festgeklänge, noch weniger stolzes Rühmen sollen sie sein; sondern im Gefühl der eigenen Armut und Schuld, im Bewußtsein der Gottesferne unseres Geschlechts gedenken wir der Zeiten, da durch das Lebenswerk tapferer Geisteshelden neue Kräfte und Richtlinien, wunderbare Hilfe und Befreiung Tausenden gegeben worden sind. Dabei verharren wir nicht in rein geschichtlicher Betrachtung und Bewunderung, um selber arm und leer zu bleiben. Sondern wir fragen sehnsüchtig: Sind in den Tagen der Reformation nicht Lebensquellen erschlossen worden, aus denen auch unserer kranken Gegenwart Genesung und Heilung zuströmen könnte? Ein geschichtlicher Rückblick, der nicht zugleich Licht für unsere Zeit bedeutete, wäre fruchtlos.

Wollen wir zum Innersten und Kraftvollsten der Reformation gelangen, so dürfen wir die religiöse Erneuerung am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nicht nur als mitlaufende Teilbewegung der damals aufkeimenden und aufbrechenden Neuzeit betrachten, die in der künstlerischen Erhebung der Renaissance, in der wissenschaftlichen des Humanismus sich kundgab. Bei dieser weiten, aber doch eigentlich oberflächlichen Betrachtungsweise können der Kern,

die Triebkraft, das Geheimnis des Lebenswerkes der Reformatoren nie wahrgenommen werden. Zwingli kam zwar von der Geistesbildung seiner Zeit her. Aber sein Bestes und Größtes hat er aus andern Quellen geschöpft. Luther ist vielfach der Gegner des neuen Wissenschaftsideales in Renaissance und Humanismus gewesen, und doch hat sein Wort und Werk die durchschlagendste Wirkung gehabt. Wir müssen demnach von der breiten Bewegung jener Tage, die in verschiedenen Strömen die Neuzeit einleitete, unser Auge fest richten auf einen einzigen dieser Ströme, auf die religiöse Neugeburt und sittliche Neuorientierung, die mit den Namen Luther, Zwingli, Calvin verknüpft sind.

Das ist das Erste, was wir festhalten wollen: religiöse Neugeburt, sittliche Neuorientierung! Also die Innerlichkeit und nicht das äußere Leben, das Problem des Persönlichen und nicht die Fragen der Allgemeinheit, die Umgestaltung der Seele und nicht die Umgestaltung der äußeren Welt bilden den Ausgangspunkt des reformatorischen Erlebens und Wirkens. Man mag darin einen Mangel sehen. Man mag es vor allem tief beklagen, daß der Protestantismus nicht imstande war, weiterneuernd genug zu wirken, um den Krieg und die Trübsal der Gegenwart abzuhalten. Wir verstehen diese Zweifel und stimmen ein in diese Klage. Aber wir sind der Ueberzeugung, daß die Reformatoren um das für alle Zeiten — und auch für unsere Tage — Tiefste und Entscheidende sich mühten, wenn sie mit den Fragen rangen: Wie werde ich frei und stark, wie kommt der einzelne Mensch zum Frieden, zur Harmonie und Kraft der Seele? Gewiß, wir sind der